

Laibacher Tagblatt.

Redaction und Expedition: Bahnhofsgasse Nr. 15

Nr. 203. Pränumerationspreis: Für Laibach: Ganzj. fl. 8-40; Aufstellung ins Haus wörtl. 25 fr. Mit der Post: Ganzj. fl. 12. Donnerstag, 4. Sept. 1879. — Morgen: Laurentius 3. Insertionspreise: Einblättrige Zeitzeile 4 kr., bei Wiederholungen 3 kr. Anzeigen bis 6 Zeilen 20 fr. 12. Jahrg.

Auch ein Vorschlag.

Wir sind es nicht gewohnt, die „national-rechtlichen Schmerzensrufe und politischen Rathschläge der national-keritalen Presse an dieser Stelle zu besprechen. Für sie genügt der lokale, beziehungsweise der provinzielle Theil um so mehr, als gegenstandslose Träumereien, die nur der völlig Uneingeweihte als reale Projekte behandeln und beurtheilen kann, gewiß kein besonders dankenswerthes Object politischer Erörterungen abgeben können. Wenn wir heute von dieser unserer Gepflogenheit eine Ausnahme machen und einen Ausspruch der „Novice“ zum Gegenstande einer ernsteren Betrachtung machen müssen, so geschieht das keineswegs deshalb, weil wir dem Organe des Dr. Kleinweis irgend welchen autoritativen Einfluß auf den Gang der politischen Ereignisse in Oesterreich beimessen. Im Gegentheil handelt es sich bei uns im vorliegenden Falle lediglich darum, die vollständige politische Unreife eines Organs zu constatieren, das trotz der Inspiration durch den Palast des Slovenenthums doch kaum über die ersten Anfänge constitutionellen Denkens hinausgekommen ist.

Gleich dem „Slovenski Narod“ ist auch den „Novice“ der Linzer Parteitag ein sehr unbequemer Zwischenfall. Während aber das Organ des selig im Herrn entschlafenen Jungslowenthums in etwas rabiater Weise dem Ministerium Taaffe den indirekten Vorwurf der Schwäche deshalb machte, weil es den Linzer Parteitag nicht durch die Polizei sprengen ließ, spielen sich die „Novice“ auf den Staatskünstlern hinaus, welchem vor allem daran gelegen ist, seinen speziellen Wünschen auch auf parlamentarischen Wege eine Art von Berechtigungs-Hintergrund zu verleihen. „Novice“ rechnen aus, daß nach den Zahlen des Linzer Parteitags die Regierung im neuen Abgeordnetenhaus höchstens auf eine Majorität von 13 Stimmen rechnen könne. Da eine solche Mehrheit ungenügend sei, um das Ministerium Taaffe vor

dem Ansturm der geeinigten verfassungstreuen Gegnerschaft zu schützen, so werde es den Reichsrath auflösen und Neuwahlen ausschreiben müssen. „Novice“ sprechen diese Beweisführung mit einer nicht zu verkennenden stolzen Ruhe aus, gerade so, als ob sie damit eine ganz neue politische Offenbarung der Mittwelt überliefern wollten. Wir sind jedoch anderer Ansicht und haben uns bei den „Novice“ nur insoweit zu bedanken, als sie unsere bereits längst ausgesprochene Ueberzeugung von der Regierungsunfähigkeit der parlamentarischen Mittelpartei auch zu der ihrigen machte. Liegt ja doch in der Zustimmung des Gegners der triftigste Beweis für die sachliche Begründung unserer Anschauung. Wenn aber „Novice“ an die Erkenntnis der erwähnten unleugbaren Thatsache den Satz knüpfen, daß die Regierung im gegenwärtigen Zeitpunkte zur Sprengung des Reichsrathes schreiten solle, so ist das eine Forderung, die wir im Munde eines nationalen Organs nur dann begreiflich finden, wenn wir bei demselben eine vollständige Begriffsverwirrung in Bezug auf das parlamentarische Regiment und dessen Hilfsmittel voraussetzen.

Wie jedermann weiß, ist die Auflösung constitutioneller Vertretungskörper vor Ablauf ihrer gesetzlichen Functionszeit als eine Verletzung der Regierung vom Parlamente an das Volk zu betrachten. Erstere wird daher von ihrem diebezüglichen Rechte nur dann Gebrauch machen, wenn sie mit der Majorität der betreffenden parlamentarischen Körper in Widerspruch geräth und zugleich der Meinung ist, daß die von dieser Mehrheit vertretene, von ihr aber bekämpfte Richtung auch innerhalb der Wählerschaft auf keine Zustimmung zählen könne. Zu dieser Rechnung haben dann die Resultate der Neuwahlen die Probe zu bilden. Fallen sie im Sinne der Regierung aus, so ist wenigstens nach außen hin der Beweis erbracht, daß die Voraussetzungen derselben richtig waren. Es ist daher eine Pflicht der Selbsterhaltung für jedes Cabinet, von dem Auflösungs-

rechte nur dann Gebrauch zu machen, wenn seine Stellung zum Parlamente unhaltbar geworden und zugleich genügende Anhaltspunkte für ein günstiges Resultat der Neuwahlen vorhanden sind. Wie stellt sich nun das Ministerium Taaffe zu diesem Sate? Kann dieses hoffen, aus der ihm von der „Novice“ angerathenen Ausschreibung der Neuwahlen auch neue Lebenskraft zu ziehen? Wir müssen letztere Frage ganz entschieden im verneinenden Sinne beantworten. Denn die Achillesferse seines Systems liegt ja nicht darin, daß er im Parlamente nur über eine zu kleine Majorität verfügt, sondern vielmehr einzig und allein im Factum unnatürlicher Allianzen. Wäre die parlamentarische Majorität eines Cabinets Taaffe-Falkenhayn-Brazak-Korb auch noch so groß: sie wird und muß bei der Behandlung concreter, politischer Fragen in ihre Elemente zerfallen und mit ihr zugleich das Ministerium, welche sie repräsentierte. Es ist also nicht gut einzusehen, wie durch Neuwahlen dort Hilfe für ein Ministerium geschafft werden soll, dessen Schwäche nicht als vorübergehendes Uebel, sondern als Uebel seiner Gesamtorganisation aufzufassen ist.

Vollständig widersinnig ist es aber, von der Sprengung des Parlaments und der Ausschreibung neuer Wahlen eine Vermehrung der Zahl jener zu erwarten, welche dem jetzt beliebten Systeme unnatürlicher Allianzen ihre Zustimmung geben. Hat ja doch schon die Zeit von den letzten Wahlen bis heute vollständig hingereicht, um jeden vorurtheilsfreien Beobachter zu überzeugen, daß selbst die redlichsten Wünsche zur Constituierung einer sogenannten Mittelpartei im Sinne Taaffe's nur den Veitstanz nationaler und föderalistischer Sonderbestrebungen begünstigen. Als Graf Taaffe die letzten Wahlen behufs Bildung einer alle Fractionen vereinigenen Compromißpartei leitete, konnte man sich wenigstens auf den guten Willen des künftigen Ministerpräsidenten berufen. Nun haben aber die Extravaganzen der verschiedenen föderalistischen Parteien gezeigt, welche Preise sie

Feuilleton.

Wenn Fürsten reisen.

Neben vielen zum Theile recht annehmbaren Vorzügen haben die Repräsentanten des monarchischen Prinzips vor den regierten Menschenkindern unter anderem auch die Unbequemlichkeit voraus, daß sie ihrem nachbarlichen Ranggenossen keine Visite abstatten können, ohne Stoff zu großartigen Zeitungsartikeln zu geben. Der gewöhnliche Mensch ist froh, wenn er „nicht in die Zeitung kommt“. Regenten müssen sich aber daran gewöhnen, daß schon ein zufälliges „Verschnupstsein“ in den Zeitungsredactionen bis auf dessen lezt-möglichen politischen Folgen mit Aufmerksamkeit verfolgt und erläutert wird. Wer kümmert sich darum, wenn Better Leim oder Schwager Knie-riem bei einer politischen Wirthshausdebatte so lange sitzen bleiben, daß sie am nächsten Morgen in einem Zustande erwachen, zu dessen Beseitigung die Holländer den eingesalzenen Häring erfanden?

Niemand, als höchstens die Ehehälften der Betreffenden, welchen es in richtiger Würdigung des alten Satzes, daß Mann und Weib eine Seele und ein Leib sein sollen, stets im Kopfe herumzugehen pflegt, wenn der Eheherr den geistigen Genüssen allzusehr huldigte. Wie ganz anders bei einem reisenden Fürsten, der keine Migräne, keinen Kopfschmerz haben darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, daß ein Runzeln der Stirne, ein nervöses Zucken der Mundwinkel von irgend einem besonders scharfsinnigen Zeitungsreporter als Symptom hochgradiger Verwicklungen gedeutet und entsprechend journalistisch verwerthet wird.

Genügt ja doch schon die bloße Kunde, daß ein Fürst auf Reisen geht, um sofort die ganze Tagespresse in gelinde Aufregung zu bringen. „Wohin reist er — warum reist er — mit wem reist er“, so tönt die Frage von Bureau zu Bureau. Der Leitartikler spitzt die Feder, um in Hinblick auf das Ziel der Reise und die politische Situation der Gegenwart ein Conglomerat politischer Conjecturalweisheit zum Besten zu geben, obgleich er, im Grunde genommen, über den be-

sprochenen Gegenstand nicht mehr und nicht weniger weiß, wie die Mehrzahl seiner Leser. Der Feuilletonist greift in die Anekdotenmappe und schneidet aus biographischen Weidungen einen Artikel, der unter dem Strich die Stelle dessen einzunehmen hat, wo neben anderweitigen Erörterungen auch jene Aufsätze Platz finden, welche unter die Kritik gehören. Der Lokalbericht-erstatte, dessen erste Vorzüge in ein paar tüchtigen Lungenflügeln, langen Beinen und einem sehr dehnbaren Gewissen in Bezug auf Wahrheitsliebe bestehen, spitzt ein Duzend Bleistifte, um damit den durchreisenden Fürsten zu empfangen. Kurz, alles ist in Action und wehe dem unglücklichen Leser, wenn ein solcher Fürstenbesuch in jene Wochen fällt, in welcher reife Gurken und Pflaumen die Signatur der Jahreszeit abgeben. Dann erhält er Wochen lang kein anderes Zeitungsmaterial zu Gesicht, als Leitartikel, Feuilleton und Lokalnotizen über den reisenden Potentaten, über sein Gefolge und seine Absichten. Diese Gefahr steigert sich, wenn der betreffende Fürst gewissermaßen einen exotischen Anstrich an sich

für die Unterstützung der Regierung verlangen, und dieser Umstand allein muß hinreichen, um bei eventuellen Neuwahlen eine große Zahl jener Wähler schwankend zu machen, welche ehemals sanguinisch genug waren, an die Möglichkeit eines Zusammengehens der konservativen Elemente der Verfassungspartei mit nationalen, klerikalen und feudalen Sonderpolitikern zu glauben.

Die Auflösung des Reichsrathes würde nicht eine Verstärkung, sondern eine Schwächung der Regierungspartei nach dem jetzigen Systeme zur Folge haben. Die „Novice“ sind daher in einem gewaltigen Irrthum befangen, wenn sie glauben, daß ein Appell des Ministeriums Laaffe an die Wähler von diesen mit einem Vertrauensvotum für das Coalitionsministerium beantwortet werden würde. Das Gegentheil kann vielmehr mit mehr als bloßer Wahrscheinlichkeit vorausgesetzt werden, so zwar, daß der ganze Nutzen, welcher aus einer Beachtung der Rathschläge des Bleiweis'schen Organs erwachsen würde, höchstens in den Aufregungen eines neuen Wahlkampfes und in einer Steigerung der nationalen Gegensätze bestehen müßte. Das mag zwar nach dem Geschmade gewisser Größen sein, welche bei solchen Anlässen sich im Abglanze ihres Einflusses sonnen können, eine Regierung aber, welche die Versöhnung der Parteien anstrebt, darf und wird niemals zu solchen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, welche, abgesehen von den eben erwähnten Folgen, nur zum Sturze des von ihr vertretenen Systems führen müßten.

Die schweizer Ultramontanen

denken nicht daran, mit der liberalen Regierung Frieden zu machen. Besonders im Berner Jura wird der Widerstand gegen die verhassten Neuerungen von der ultramontanen Presse in einer Weise fortgesetzt, welche man recht gut als eine Art von Revolverpolitik bezeichnen kann. Erst jüngst hat der klerikale „Pays“ einen Artikel gebracht, in welchem er unter Hinweis auf die Gefahren, deren die altkatholischen Geistlichen und die Mitglieder der Berner Regierung im Jura ausgesetzt waren, mit einer Fortsetzung der energischsten Opposition droht. Von der liberalen Presse daran erinnert, daß die Hegeleien der Ultramontanen die einzige Schuld an einer solchen Sachlage gewesen seien, wirft sich nun der „Pays“ in die Brust und ist schamlos genug, die bisherige Haltung seiner Partei in folgender Weise noch als eine besonders anerkennenswerthe Mäßigung hinzustellen: „Ja, auch heute wiederholen wir: das jurassische Volk hätte in einem gegebenen Augenblicke die Regierung mit Blut bespritzen können, mit Blut bespritzen in der Person ihres Oberhauptes. Frage man nur Herrn Bodenheimer (den damaligen

Berner Regierungspräsidenten), welcher, am 8. November 1873 mit einem anderen Regierungsrathe und dem ganzen Gefolge der Eindringlinge auf den Rangiers (dem Grenzberge des Amtsbezirkes Bruntrut) angekommen, von der Nachricht, daß die Gegend in Aufruhr sei, sehr in Schrecken gesetzt, nicht weiter gehen wollte und beim Präfecten in Bruntrut anfragte, ob er es wagen dürfe, nach dieser Stadt zu kommen. Herr Regierungspräsident Bodenheimer brachte damals das ganze Schisma mit sich. Nun wol! Wir behaupten, daß an jenem Tage, wenn der Jura gewollt hätte — und es hätten dazu nur wenige Jurassier genügt, — Herr Bodenheimer mit seinen Begleitern auf dem Gipfel der Rangiers geblieben und nicht weiter gekommen wäre. Keiner von ihnen hätte weder Bern noch Bruntrut wieder gesehen. Das „Schisma“ wäre zu Ende und die Regierung von Bern wäre mehr als „mit Blut bespritzt“ gewesen.“ Schließlich ruft der „Pays“, da die Unterdrückung der jurassischen Bevölkerung angeblich auch jetzt noch fortgesetzt wird, dem übrigen Berner Volke die Schimpfworte zu: „Ja, ihr seid Herzlose, ein Volk fortwährend zu quälen, und ihr seid Feiglinge, ihr, die Stärkeren, dieses Volk zu höhnen!“ — Das sind die Mittel, mit welchen die Ultramontanen des Berner Jura Propaganda für das Unfehlbarkeitsdogma unter einem Papste machen, dessen Milde weit davon entfernt ist, die letzten Konsequenzen der von seinem Vorgänger eingeleiteten Kirchenpolitik zu ziehen. Und mit solchen rebellischen Kundgebungen und anarchischen Drohungen glaubt man ein System zu stützen, welches seine Wurzeln im Boden der christlichen Nächstenliebe zu besitzen vorgibt?

Zum Kulturkampfe in Frankreich.

Die Kluft zwischen Liberalen und Ultramontanen wird in Frankreich immer größer, während von beiden Seiten der jetzige Kampf dadurch gerechtfertigt wird, daß man, um diese Kluft zu schließen, Einheit in den Unterricht bringen müsse. Die Kirche beruft sich auf das ihr von Christus übertragene unverlierbare Recht auf die Unterweisung der Völker und der Jugend zumal; die Liberalen machen geltend, der moderne Staat müsse, um ungebrochene Bürger zu erhalten, die Geistlichkeit vollständig von der Schule ausschließen. Das „Journal des Débats“, das heute diese Forderung in ihrer ganzen Schärfe stellt, fügt hinzu: „Vor dreißig Jahren würden wir diese Forderungen nicht gestellt haben, als die Kirche noch wirklich Kirche war; aber jetzt sind wir dazu gezwungen, da sie sich zur Gehilfin und Sklavin einer Gesellschaft gemacht hat, welche die Freimaurerei angreift, während sie selbst der concentrirteste und vollkommenste Typus einer solchen Verbindung ist.“ Die „Débats“ führen nun den Be-

weis, daß die Kluft, die jetzt zwischen dem modernen Staat und der Kirche besteht, nicht von jenem, sondern von dieser gegraben werde: „Der geistliche Unterricht ist nothwendig exclusiv; denn die Kirche hat Dogmen, und sie hat in letzter Zeit noch neue erfunden: es wird der Tag kommen, wo die Kunststücke von Salette und Lourdes zu Dogmen erhoben werden. Um ernster zu reden, die Kirche erkennt die Verpflichtung des Concordats, also eines Vertrages zwischen ihr und dem Staate, nicht mehr an; sie lehrt infolge des neuen Dogmas der Unfehlbarkeit, der Papst sei absoluter Herr der Gewissen, er könne alle Verträge, die er schließt, lösen, und es könne überhaupt kein Vertrag zwischen Personen bestehen, von denen die eine die Macht vertritt und die andere derselben unterthan ist. Ein anderer Punkt ist die Zivilehe: soll dieselbe der kirchlichen vorhergehen? Was lehrt die Kirche? Daß die Zivilehe nur ein Concubinat sei.

Nun wol, was sind die Grundvesten des jetzigen gesellschaftlichen Bestandes der Nation, wenn es nicht in Bezug auf die Religionsverhältnisse das Concordat, in Bezug auf die bürgerlichen Verhältnisse der Code Civil ist? Ist es daher zu verwundern, wenn junge Leute, die in solchen kirchlichen Ideen erzogen werden, als Gegner, als Feinde in eine Gesellschaft treten, wo Gewissensfreiheit, Gleichheit aller Kirchen vor dem Gesetze und die unbefchränkte Geltung des bürgerlichen Gesetzbuches stattfinden? So entstand der Kampf, der jetzt ausgefochten wird. Wer hat ihn herbeigeführt und ist für ihn verantwortlich? Die „Débats“ weisen auf eine Rede Cousins hin, der 1844 der Pairskammer zurief: „Ich erschreke vor der tiefen Verklüftung, die Sie in die Geschlechter bringen, welche Frankreichs Zukunft bilden werden!“ Nachdem er den Gegensatz und Kampf zwischen „dem kirchlichen und wesentlich jesuitischen und dem weltlichen, durch Laien erteilten Unterricht“ geschildert, schloß er mit den Worten: „Daraus gehen zwei von Kindesbeinen von einander geschiedene Generationen hervor, die dereinst sich vielleicht als Feinde gegenüberreten. In diesem Lande ist alles möglich! Unsere Väter erlebten politische Bürgerkriege; wer weiß, ob die durch eine tollkühne Gesetzgebung vorbereitete Zukunft nicht unsern Kindern Religionskriege bringt?“ John Demoinne fügt zu dieser Warnung des alten Cousins hinzu: „Er sah klar, man wollte ihm nicht glauben, und so sind wir jetzt, wo wir sind. Die Bürgerkriege um die Religion kehren wieder, sind aber erst im Beginnen. Und deshalb ist es an der Zeit, jeden für das verantwortlich zu machen, was für er die Schuld trägt, und es darf nicht stillschweigend hingenommen werden, wenn gesagt wird, die bürgerliche Gesellschaft, die Laiengesellschaft sei es, welche die Nation zerklüfte und den Kampf hervorrufe.“ Wir heben diesen Artikel des „Journal

trägt, wie es bei dem ritterlichen Fürsten der Schwarzen Berge der Fall ist, welcher eben jetzt unsere Reichshaupt- und Residenzstadt mit seinem Besuche beehrt. Die Romantik der Cernagora, das Malerische des montenegrinischen Kostüms — das alles sind Unhaltspunkte, die sich als spaltenfüllendes Zeitungsmaterial nicht minder gut verwerten lassen, wie die Beantwortung der Frage, warum Fürst Nikola nicht nach Petersburg oder Konstantinopel, sondern nach Wien reist. Wir erlauben uns daher nur im Interesse humanen Mitgeföhls an das zeitungslisende Publikum die Bitte zu richten, sich in diesen Tagen mit Langmuth zu wappnen und der unabwendbaren Hochflut montenegrinischer Leitartikel, Feuilletons und Notizen mit jener geziemenden Geduld entgegenzugehen, wie sie dem gebildeten Steuerträger des Jahrhunderts der Hinterladungsgeschütze geziem. Zu lesen braucht er ja die Artikel nicht, da sie ja alle doch um den Refrain variieren werden, daß der Besuch Nikolas in Wien ein Beweis der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Montenegro und Oesterreich sei. Doch halt, noch eine

andere Meldung ist aufgetaucht. Nikola will nämlich in Montenegro westeuropäische Kultur einführen und hat deshalb Wien zum Schauplatz seiner Kulturstudien gemacht. Nach der Grazer „Tagespost“ hat der Fürst der Schwarzen Berge bei seiner Durchreise durch Graz auch bereits die Wiener Witzblätter mit besonderem Interesse besichtigt. Sollte in Montenegro eine Ausgabe des „Kikeriki“ in glagolitischen Schriftcharakteren beabsichtigt werden, oder wollte sich Fürst Nikola aus einem bekannten Titelbilde der „Humoristischen Blätter“, auf welchem die Minister Falkenhayn und Korb von Weidenheim in dem Momente abgebildet erscheinen, wie sie dem Grafen Laaffe in das Fuchseisen gehen, sich einen Begriff darüber verschaffen, wie man bei uns Ministerkrisen erleidet? Hoffentlich wird sich eine andere, geschicktere Feder, als die unsere, dieses dankbaren Stoffes bemächtigen. Wir verzichten darauf in der sicheren Ueberzeugung, daß unsere Leser es uns Dank wissen werden, wenn wir dieses Thema vorläufig hier unter dem Striche als abgethan erklären.

Die Geheimnisse der Residenz.

Nachstücke aus dem Leben.

Roman von F. Klink.

(Fortsetzung.)

Herr von Lichtenfels, dieser war es, schüttelte traurig den Kopf, als er sie so gedankenvoll in die Ferne starren sah.

„Marie,“ redete er das Mädchen mit weicher Stimme an.

Sie schrak zusammen, und eine hohe Röthe bedeckte ihre Wangen.

„Darf ich wissen, Marie, woran in diesem Augenblicke dein Herz denkt?“ fuhr er fort.

Mariens Wangen färbten sich noch höher, doch suchte sie ihrer Stimme einen heiteren Ton zu verleihen, als sie entgegnete:

„Woran mein Herz denkt, Papa? Das dürftest du allerdings wissen, aber ich muß befürchten, du kennst die Person nicht, mit welcher meine Gedanken in Verbindung stehen.“

„Darin könntest du recht haben, mein Kind, ich kenne nicht alle Menschen, die mit deinem

des Débats" hervor, weil er zeigt, bis zu welcher Erbitterung bereits der Streit zwischen den Liberalen und Ultramontanen in Frankreich gediehen ist.

Wie sich gewisse Mitglieder der neuen Regierungspartei die Aufgaben des Ministeriums Laaffe vorstellen, darüber gibt die Rede Aufschluß, welche Fürst Georg Soltkowsky am 1. d. M. in einer zu Protivin abgehaltenen Wanderversammlung der Katholisch-Politischen zum Besten gab. Nach der Versicherung dieses Herrn werden in der kommenden Reichsraths-Session nicht allein staatsrechtliche, sondern auch national-ökonomische, Schul- und Religionsfragen zur Verhandlung kommen. Ueber die Religionsfragen sei unter den czechischen Abgeordneten noch keine Einigung erzielt worden; die eine Fraction sei kirchenfeindlich, die andere noch zu gleichgültig; aber jetzt sei es nothwendig, mit entschieden katholischer Tendenz in den Vordergrund zu treten; darum müßten in Zukunft alle Ortsvereine zur Verbreitung und Befestigung des katholischen Geistes neuerdings arbeiten.

Der Versuch der Officiösen, durch die Rundmachung eines wirtschaftlichen Regierungsprogrammes gewisse Beziehungen zwischen dem Kabinette Laaffe und der Verfassungspartei zu entdecken, hat die czechische Presse in eine gewaltige Aufregung versetzt. „Potro" bezweifelt, daß die Regierung daran denke, sich mit Anhängern der Verfassungspartei zu verstärken, indem er sagt: „In dem Momente, wo die Verfassungspartei die Majorität erlangt, gibt es ja nur ein Kabinet aus der Partei Herbst-Dumba-Ropp-Sturm, gewiß aber kein Kabinet Laaffe. Das Coalitionsministerium, als ein ausgleichendes, reformatorisches, hat nur dann einen Sinn, wenn man daran denkt, die föderalistische Partei zu verstärken durch versöhnlich gestimmte Verfassungstreue."

Noch viel rabiater geberden sich die jung-czechischen „Marodni Listy", indem sie erklären, daß das von der „Bohemia" publicierte Programm der Regierung nicht geeignet sei, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die dem Ministerium Laaffe sich entgegenstellen. Das sei eine verkehrte Politik, die nach beiden Seiten mit Täuschungen droht. Daß man heute noch den Verfassungstreuen Wehrhauch streut und die Czechen in herbe Stimmung versetzt, das sei ganz unverständlich. Es sei eine erstaunliche Taktlosigkeit, sich damit das Vertrauen der Verfassungstreuen erwerben zu wollen, indem man erklären läßt, die Czechen würden die Angehörigen sein.

früheren Leben zusammenhängen, aber ich möchte gerne mehr davon kennen lernen. Ich muß leider befürchten, meine Marie, daß du dich in den neuen Verhältnissen nicht so ganz glücklich fühlst," sagte Herr von Lichtensfels, und ein Schatten flog über seine klare Stirn.

„Nicht glücklich, Papa, hältst du mich für so undankbar?" fragte Marie vorwurfsvoll.

„Für undankbar gewiß nicht, Marie," sagte Lichtensfels, indem er mit der Hand über ihr weiches Haar hinfuhr, „ich halte dich eher für zu dankbar. Es ist mir nicht verborgen geblieben, Marie, daß etwas dein Herz bedrückt. Ich möchte aber nicht gern Geheimnisse zwischen uns wissen, wir dürfen einander nichts verheimlichen, am allerwenigsten einen Kummer, denn getheilter Schmerz ist halber Schmerz. Kind, sei aufrichtig, sage mir, was dir hier fehlt."

„Mir fehlt, Papa? O was sollte mir in dieser reichen Umgebung fehlen? Deine Liebe und Güte hat mich ja mit allen erdenklichen Annehmlichkeiten des Lebens umgeben."

„Nicht das meine ich. Daß deine Genügsamkeit dir keine Wünsche gestattet, ist mir bekannt, meine Marie, ob du nicht Geselligkeit, Freunde u. s. w. entbehrest?"

Vermischtes.

— Ein Opfer der Hipe. Aus Brud an der Leitha wird unter dem 30. August berichtet: Nach dem heutigen Kavalleriemandöver, gegen 11 Uhr vormittags, sank plötzlich der Kommandant der ersten Division des sechsten Husarenregimentes, Rittmeister Ritter, vom Pferde. Trotz sofortigen ärztlichen Beistandes war derselbe nach wenigen Minuten eine Leiche. Rittmeister Ritter wurde vom Schläge gerührt. Der Kaiser war von diesem plötzlichen Tode tief erschüttert und ließ sich über Ritters Familienverhältnisse an Ort und Stelle eingehend Bericht erstatten. Ritter hinterläßt eine Witwe mit drei Kindern.

— Eine sensationelle Geschichte von unberechenbaren Folgen, wenn sie eben wahr, circuliert seit einigen Tagen unter einigen wenigen Eingeweihten in Pilsen, die durch Zufall Mitwiffer eines überraschenden Geheimnisses geworden sind. Dießertage meldete sich nämlich der in der Strafanstalt zu Bory wegen Verbrechens der Brandlegung und der Majestätsbeleidigung eine mehrjährige Kerkerstrafe abbüßende Sträfling Schneidergehilfe Josef Schwarz bei dem Straußhausdirektor zum Rapport und gab an, daß er, von Gewissensbissen gepeinigt, einen Mordmord gestehen wolle, den er vor etwa zwanzig Jahren noch in Gesellschaft eines Complicen verübt habe. Der Ermordete gehörte einem alten böhmischen Grafengeschlechte an, der Complice des Sträflings soll ein noch am Leben befindlicher Baron, auch aus alter Familie, sein. Der Baron war auf den Grafen eifersüchtig, lauerte ihm mit Schwarz in einem Walde bei Dirne auf, und der Ahnungslose wurde meuchlings aus einem Hinterhalte erschossen. Die Leiche wurde gefunden, die Mörder wußten es jedoch so anzustellen, daß das ärztliche Parere auf Selbstmord lautete und der Graf als „plötzlich gestorben" beerdigt wurde. Nun nach zwanzig Jahren scheint erst die Stimme des Gewissens in dem einen Mörder zu erwachen und der wahre Sachverhalt ans Licht zu kommen. Alle Umstände treffen zusammen, und wenn sich auch die Straußhaus-Direction anfangs der Meinung hingab, daß Schwarz sich nur nach einem, durch die Untersuchung bedingten Luftwechsel sehne, mußten dennoch bei der genauen Kenntnis aller Familienverhältnisse, die der Verbrecher an den Tag legte, alle die Ueberzeugung gewinnen, daß an der Sache vielleicht doch etwas Wahres sei. Die umfassendste Untersuchung wurde deshalb eingeleitet.

— Kossuth krank. Einem Schreiben zufolge, welches Kossuths Gesellschafter, D. Thasz, an einen der Redacteurs des „Ketskemet" gerichtet,

hat Kossuth an einem Rheuma schwer zu leiden. Das Uebel hat sich namentlich in die linke Schulter so eingenistet, daß er den linken Arm nur mit Hilfe der rechten Hand auf den Tisch heben kann. Auch ist sein Gesicht angeschwollen und sein Gesundheitszustand überhaupt ein derartiger, daß er sich nach Monte Summano zum Gebrauch der Dampfbäder in der dortigen Höhle begeben muß, obwohl seine Finanzen, wie Thasz versichert, sich im schlechtesten Zustande befinden.

— Graf Carlo Pecci †. Freitag starb in Rom der älteste Bruder des Papstes, Graf Carlo Pecci, in dem hohen Alter von 84 Jahren. Derselbe war schon seit mehreren Jahren leidend und starb ausgestreckt in einem Sessel sitzend, da ihm das horizontale Liegen große Athembeschwerden verursachte. Wie einige römische Blätter melden, circuliere in Rom das Gerücht, Leo III. habe heimlich in einer Carrosse den Vatican verlassen, um seinen sterbenden Bruder noch einmal zu sehen und ihm die heiligen Sterbesakramente zu reichen. Die Leiche des Verstorbenen wurde Freitag nach der Kirche della Minerva überführt, wo auch die Beisetzung derselben erfolgen wird. Dem Leichenbegängnisse wird voraussichtlich auch der Bruder des Verstorbenen, Cardinal Pecci, anwohnen. Der Papst hat jeden Empfang für zehn Tage eingestellt. Bemerkenswerth ist noch, daß der Graf in sehr ärmlichen Verhältnissen gestorben ist.

Lokal- und Provinzial-Angelegenheiten.

— (Ein sonderbarer Patriotismus.) Gewohnt, aus jedem Vorkommnis Kapital für die nationalen Zwecke zu schlagen, hat „Slovenski Narod" auch die vom Obersten Haymerle veröffentlichte Broschüre „Italicae res" über die Verhältnisse Italiens benützt, um die slovenischen Anforderungen in möglichst wirksamer Weise neuerdings vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Zu diesem Zwecke lehnt sich der Verfasser des Leitartikels im gestrigen „Narod" an jene Stelle der erwähnten Broschüre an, in welcher von den Absichten der „Italia irredenta" auf die, wenn auch nur theilweise von Italienern bewohnten österreichischen Nachbarprovinzen die Rede ist, um schließlich den Satz auszusprechen, daß Oesterreich, wenn es nur wollte, in den Slovenen den sichersten Schutz gegen die Anneigungsgehrte der Italianissimi haben könnte. Es brauche nur dem slavischen Volke, das am Adriatischen Meere Wacht hält, in nationaler Hinsicht volles Recht angedeihen zu lassen. Denn es sei nicht genug, daß man die Slovenen bloß gegen die hochverräterischen Italiener citirt und ihre Loyalitätskundgebungen

„Gewiß nicht, Papa, deine Gegenwart gibt mir alles. Für Geselligkeit habe ich nie geschwärmt, Freundinnen habe ich nicht, und die einzige, die ich hatte, ist mir verloren gegangen; sie ist zu sehr vom Unglücke heimgesucht, als daß sie sich weiter um mich kümmern sollte. Papa, ich glaube, du täuschest dich, wenn du mich für unglücklich hältst."

„Ich täusche mich nicht, Marie," sagte Herr von Lichtensfels ernst. „Ich habe ein scharfes Auge für die, die mich lieben. Vielleicht weißt du es selbst nicht einmal, und in dem Falle bitte ich dich, einmal ernstlich nachzudenken. Dir fehlt irgend jemand in deiner Umgebung."

Abermals bedeckte eine flammende Röthe Mariens Wangen, aber sie gab keine Antwort; sie wagte nicht, es zu bestreiten.

„Habe doch Vertrauen zu mir Marie, kannst du es denn nicht? Habe ich dir etwa gezeigt, daß ich kein Herz besitze? Komm, fasse Muth," fuhr er fort, seinen Arm um ihren Nacken schlingend, „ich kann alles begreifen, was es auch sei, du brauchst dich nicht zu fürchten — auch ich bin einmal jung gewesen, Marie."

„O, darf ich, kann ich es dir sagen, Papa, wie undankbar ich bin?" schluchzte Marie. „Ja,

du zeigst mir in diesem Augenblick den richtigen Zustand meines Herzens, den ich früher nicht fassen konnte — ich glaube, du hast recht, mir fehlt doch noch etwas in dieser Umgebung. O, aber verdamme mich deswegen nicht, ich habe dich ja damals nicht gekannt, ich hatte niemanden, der mich liebte, und ich sehnte mich so nach einem mitfühlenden Herzen."

„Ich verdamme dich gewiß nicht, Marie, ich habe nie den Gedanken gehegt, dich allein zu besitzen — nur auf deine kindliche Liebe habe ich Anspruch erhoben, weiter will ich nichts von dir. Ich habe es längst gesehen, daß du liebst, und wenn mich etwas schmerzt, so ist es das, daß du mir nicht längst dein Vertrauen geschenkt hast."

„Ich habe selbst nie so klar gesehen," schluchzte Marie, „erst deine Worte haben es mir gezeigt. Ja, Papa, jetzt weiß ich es — ach, ich habe nicht geglaubt, daß man so unglücklich werden könne!"

„Aber, was macht dich denn unglücklich, mein Kind? Ist der, den du liebst, deiner nicht würdig?" fragte Herr von Lichtensfels beklommen.

„O, Papa, er ist der edelste, beste Mensch von der Welt."

„Wer ist es, Marie? Darf ich den Namen des Mannes erfahren?" (Fortsetzung folgt.)

— (Die Prämierung krainischer Stuten und Fohlen) wird heuer für die politischen Bezirke Gurktal, Vitti, Rudolfswerth und Tschernembl am 3. Oktober in St. Bartholmä und für die politischen Bezirke Adelsberg, Gottschee, Umgehung Laibach, Loitsch und Laibach (Stadt) am 6. Oktober in Adelsberg stattfinden. — Die Vertheilung der Prämien nimmt in beiden Concurssorten

Weizen 9 fl. 10 fr., Korn 5 fl. 53 fr., Gerste 4 fl. 55 fr., Hafer 2 fl. 93 fr., Buchweizen 5 fl. 40 fr., Hirse 4 fl. 23 fr., Kukuruz 5 fl. — fr. per Hektoliter; Erbsen 2 fl. 76 fr. per 100 Kilogramm; Bohnen 8 fl. — fr. per Hektoliter; Rindschmalz 86 fr., Schweinett 74 fr., Speck, frischer 56 fr., gezeichnet 60 fr., Butter 75 fr. per Kilogramm; Eier 2 fr. per Stück; Milch 8 fr. per Liter; Rindfleisch 58 fr., Kalbfleisch 56 fr., Schweinefleisch 60 fr., Schöpfensfleisch 32 fr. per Kilogramm; Heu 1 fl. 51 fr., Stroh 1 fl. 25 fr. per 100 Kilogramm; hartes Holz 7 fl. — fr., weiches Holz 5 fl. — fr. per vier C.-Meter; Wein, rother 20 fl., weißer 16 fl. per 100 Liter.

Papier-Rente 66 50. — Silber-Rente 68 15. — Gold-Rente 79 65. — 1860er Staats-Anlehen 124. — — Bankactien 821. — Creditactien 256 50. — London 117 75. — Silber —. — K. f. Münzdukaten 5 58. — 20-Francs Stücke 9 33. — 100 Reichsmark 57 75.